

Waldenburger



Wochenblatt.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Feiertagen. Der vierteljährliche Bezugspreis frei ins Haus beträgt 1 Mk. 70 Pf., bei Zustellung durch den Briefträger tritt hierzu noch das Bestellgelb.

Preis pro Nr. 3.

Inseratannahme bis spätestens mittags 12 Uhr. — Preis der einseitigen Zeile für 14 Tagen in Stadt u. Kreis Waldenburg 20 Pf., von auswärts 25, Vermietungen, Stellengebote 15, Kleinanzeigen 50 Pf.

Täglich erscheinende Zeitung für den Waldenburger Industriekreis und seine Nachbarbezirke.

Publikationsorgan der städtischen Behörden von Waldenburg, sowie der Amts- und Gemeindeverbände von Ober Waldenburg, Dittersbach, Niederhermsdorf, Seitzendorf, Reußendorf, Dittmannsdorf, Lehmwasser, Bärengrund, Neu- und Althain und Langwaltersdorf.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Oskar Dietrich in Waldenburg. — Druck und Verlag von Ferdinand Dömel's Erben in Waldenburg.

Die Gegend von Sarsova von den verbündeten Truppen erreicht.

Südlich von Predeal in Richtung Campolung Fortschritte. — An der Wedsma-Mündung nahm schlesische Landwehr eine russische Vorstellung. — Sehr heftiger Artilleriekampf zwischen Pfefferrücken und der Woivre-Ebene. — Ein britischer Minensucher mit fast der gesamten Mannschaft versenkt. — Drei deutsche Tauchboote in der Nähe der amerikanischen Küste. — Schweden erhebt Einspruch gegen die russische Minensperre im Bottnischen Meerbusen.

Die heutige amtliche Meldung der obersten Heeresleitung.

W.B. Großes Hauptquartier, 27. Oktober, vormittags.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Kronprinz Rupprecht von Bayern.

Bei starker Feuerstätigkeit der Artillerie ist es nördlich der Somme nur zu Geschehen von Erkundungs-Abteilungen gekommen.

Auf dem Südober ist durch unser auf die feindlichen Gräben gelegenes Wirkungsgeschütz ein vorbereiteter Angriff der Franzosen im Abschnitt Fresnes-Malancourt-Chaulnes niedergehalten worden.

Heeresgruppe des Deutschen Kronprinzen.

Der Artilleriekampf war tagsüber auf dem östlichen Maasufer zwischen Pfefferrücken und Woivre sehr heftig. Mittags griffen die Franzosen unsere Stellungen südlich vom Fort Douaumont an. Sie wurden verlustreich abgewiesen.

Ostlicher Kriegsschauplatz.

Heeresfront des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern.

An der Schlachta wiederholten die Russen noch zweimal vergebens ihre Angriffe. Die stürmenden Kompanien wurden von der Grabenbesetzung durch Feuer zurückgetrieben.

Weiter südlich an der Wedsma-Mündung nahmen schlesische Landwehreinheiten eine russische Vorstellung und brachten einen Offizier, 88 Mann gefangen ein.

An der Sueter Front dauerte im Abschnitt von Risselin hartes Artilleriegeschütz der Russen an. Am Mitternacht erfolgte ein Angriff, der vor unseren Stützpunkten im Feuer zusammenbrach.

Heeresfront des Generalfeldmarschalls Erzherzog Carl.

Im Südteil der Waldkarpaten sind erneute russisch-rumänische Angriffe gescheitert.

Vorstöße des Feindes an der Ostgrenze von Siebenbürgen sind zurückgeschlagen worden.

Südlich von Predeal und in Richtung Campolung haben unsere Angriffe Fortschritte gemacht.

Balkan-Kriegsschauplatz.

Front des Generalfeldmarschalls von Mackensen.

Die Verfolgung der geschlagenen Dobrudschka-Armee wird fortgesetzt. Die Gegend von Sarsova ist von den verbündeten Truppen erreicht.

Mazedonische Front. Keine wesentlichen Ereignisse.

Der erste Generalquartiermeister. Lubendorff.

Von den Fronten.

Westen.

Vorstöß der Franzosen aus Verdun.

In einem Aufsatz, überschrieben „Der Eintritt des Krieges in die entscheidende Phase“, bespricht das „Bernener Intelligenzblatt“ die großen Fortschritte der Verbündeten in der Dobrudschka und fährt dann nach einem Hinweis darauf, daß sowohl die russische als die Somme-Offensive stecken geblieben sind, fort: Somit hat

sich die Notwendigkeit ergeben, so rasch als möglich die sich langsam zugunsten der Mittelmächte neigende Kriegswage wieder aufzurichten. Dies ist soeben versucht worden durch einen Stoß der Franzosen aus Verdun heraus. Dieser Stoß ist das Eingeständnis des Scheiterns der Pläne an der Somme. Es wird sich zeigen, ob der Anlauf bei Verdun den Alliierten die so dringliche Entlastung bringt. Fast möchte man daran zweifeln, vergleicht man die sieben Kilometer Front, die um drei Kilometer vorgehoben sind, mit den hunderten von Frontkilometern, die der Entlastung harren. Jedenfalls wird es sich in diesen Tagen entscheiden, ob auch dies Hindenburg nicht in seinen Plänen stören kann oder darf, und davon hängt alles ab.

Trotz der ungeheuren Menschenopfer, welche Frankreich an der Somme und bei Verdun schon gebracht, sollen die französischen Regimenter aufs neue auf dieser blutgetränkten französischen Erde in den Tod getrieben werden, um den furchtbaren Eindruck der Mutlosigkeit und des Niedergeschmettertseins, den Mackensens Sieg in der Dobrudschka hervorgerufen, verwischen zu lassen. Die geplanten abermaligen Angriffe sollen um jeden Preis fortgesetzt werden und so schreitet Frankreich zu einem neuen Versuch, die Kriegsstimmung künstlich aufzupeitschen. Die Heerführer der angreifenden Kolonnen haben dringenden Befehl erhalten, Erfolge um jeden Preis zu erzielen.

Der Angriff auf Douaumont.

Die Franzosen haben den Vorstoß, der ihnen diesen örtlichen Erfolg gebracht hat, am 24. Oktober mit fünf Divisionen ausgeführt. Es kamen ihnen dabei, abgesehen von der Günstigkeit des Wetters, das ihnen durch Nebel das Herankommen erleichterte, verschiedene Umstände zugute. Die Stellungen, die von den deutschen Truppen in den früheren Kämpfen errichtet waren, lagen verhältnismäßig nicht gerade günstig, wenn es sich darum handelte, sie dauernd gegen französische Angriffe zu halten. Sie befanden sich nämlich auf dem Hange der Höhen, der dem Feinde zugekehrt war. Die noch immer fortdauernde Schlacht an der Somme und die Offensive der Russen im Osten und die weiteren dort anschließenden Ereignisse machten es nötig, die Fortführung der Operationen vor Verdun zu vertagen. Inzwischen wurde der Ausbau einer günstigeren rückwärtigen Stellung für den Fall eines etwa mit überlegenen Kräften unternommenen französischen Angriffs begonnen.

Ein solcher Angriff ist nun eingetreten, ehe noch die Arbeiten an dieser rückwärtigen Stellung abgeschlossen waren. Trotzdem wurde der französische Angriff wohl nicht geglückt sein, wenn eben nicht, wie schon erwähnt, ein ungewöhnlich starker Nebel den Franzosen zu Hilfe gekommen wäre. Durch diesen Nebel wurde der deutschen Artillerie jede Möglichkeit zur Beobach-

tung genommen, und selbst die Infanterie im Schützengraben konnte den Angreifer erst erkennen, als er bis auf wenige Schritte herankommen war.

Dem Angriff wohnte Joffre persönlich bei, während die Angriffstruppen von General Mangin, einem wegen seines Draufgehens bekannten Afrikaner, geführt wurden. Eine furchtbare Artillerievorbereitung ging dem Sturme voraus. Vier Kolonnen gingen vor. Von ihnen blieb die linke Kolonne in den Steinbrüchen von Hautdromont stecken. Die dritte Kolonne wurde vor dem Dorfe Vaux zum Halten gezwungen, und die vierte konnte sich trotz verzweifelter Anstrengungen des Forts Vaux nicht bemächtigen. Deshalb heißt es jetzt: „Sie habe ausdrücklich Befehl erhalten, es nicht zu erobern“. Die zweite Kolonne stieß weiter vor als die übrigen und gelangte in die Gegend von Douaumont. Die Operation war seit langem vorbereitet.

Als die Franzosen in das Fort kamen, befand sich in ihm niemand mehr von den deutschen Verteidigern. Diese hatten das Fort verlassen müssen, weil in ihm Benzin in Brand geraten und dadurch eine umfangreiche Feuersbrunst entstanden war. Befürchtungen, daß die Franzosen über diesen nun einmal unbestreitbaren örtlichen Erfolg hinaus weitere Fortschritte machen dürften, erscheinen unbegründet. In den beteiligten militärischen Stellen herrscht darüber volle Zuversicht.

Eine Verlustberechnung im Unterhause.

Bei den Unterhausverhandlungen stellte Lord Trevelyan (dem „B. Z.“ zufolge) folgende Berechnung der englischen Verluste auf, die in den englischen Zeitungsberichten unterdrückt sind.

Nach den Verlustlisten der letzten drei Monate ist die Zahl 300 000 höchst unvollständig. Die Zahl wird sich in Wahrheit auf eine halbe Million belaufen. Niemand im Hause wird zweifeln, daß unter solchen Verlusten auf unserer Seite die Deutschen sich nicht vertreiben lassen. Rechnet man mit dem ungleichen Maßstabe weiter, so steht uns ein Verlust von drei Millionen bevor.

W.B. London, 26. Oktober. Die Verlustlisten vom 23. und 24. Oktober enthalten die Namen von 321 Offizieren (104 gefallen) und 5640 Mann und von 117 Offizieren (67 gefallen) und 2480 Mann.

Der österreichisch-ungarische amtliche Bericht.

W.B. Wien, 26. Oktober.

Ostlicher Kriegsschauplatz.

Heeresfront des Generals der Kavallerie Erzherzog Carl.

Nördlich von Campolung wurden rumänische Gegenstöße abgeschlagen. Südlich des Predeal-Passes sind unsere Sondertruppen in erfolgreichem Fortschreiten. Im Bereskyer-Gebirge säuberten die Bayern einen

Waldenburger Wochenblatt.

Dr. 254.

Sonnabend den 28. Oktober 1916.

Beiblatt.

Deutscher Reichstag.

87. Sitzung. Donnerstag 26. Oktober 1916.

Am Bundesratspräsidenten: Dr. Helfferich, v. Jagow. — Präsident Dr. Raempf eröffnet die Sitzung um 8 1/2 Uhr.

Auf der Tagesordnung steht zunächst der Antrag, den Haushaltsausschuss auch außerhalb der Parlamentstagung zur Beratung von auswärtigen Angelegenheiten und Kriegsfragen einzuberufen.

Abg. Grober (Zentr.): Bisher hat ein ständiger Zusammenhang zwischen dem Reichstag und der Reichsleitung während der Ferien gefehlt, namentlich so weit es sich um die auswärtige Politik handelt. Bisher wurde diese als eine Art von Geheimwissenschaft betrachtet. Der gegenwärtige Krieg zieht das ganze deutsche Volk in Mitleidenschaft, deshalb hat es auch ein erhöhtes Interesse an der Politik, dem von der Reichsleitung Rechnung getragen werden muß. Es kommt hierbei in Frage, soll der Reichstag seine Budgetkommission oder einen besonderen Ausschuss mit der Kontrolle der auswärtigen Politik beauftragen. Meine Partei hat sich für die Mitwirkung des Haushaltsausschusses entschieden. Das Bedenken, daß die Haushaltskommission ständig tagen könne, ist hinfällig, denn wiederholt haben Kommissionen lange Zeit während der Vertagung des Reichstages beraten.

Staatssekretär Jagow: Die Regierung ist bereit, auch über auswärtige Fragen in engere Beziehungen zum Reichstag zu treten. Der Herr Reichskanzler hat schon in der Kommission eine dahingehende Zusage gegeben.

Staatssekretär Dr. Helfferich: Man muß hierbei die rechtlichen Gesichtspunkte betrachten. Der konservative Antrag, der der Regierung das Recht wahr, die Ausschüsse einzuberufen, würde große Vorzüge gegenüber dem Ausschußantrag haben. Der normale Fall ist wohl, daß der Reichstag durch kaiserliche Verordnung geschlossen wird, dann sind die Kommissionen ebenfalls geschlossen. Die Vertagung ist eigentlich die Ausnahme. Außerordentliche Verhältnisse bedingen außerordentliche Maßregeln.

Abg. Dr. Stadnauer (Soz.): Ich kann die große Verbesserung, die in dem Ausschußantrag liegen soll, nicht anerkennen. Das deutsche Volk wird auch die gründliche Aenderung unserer auswärtigen Politik fordern, die Generalprobe sieht unserer Diplomatie erst beim Friedensschluß bevor. Die Regierung hat leider immer die Meinung, die Sitzungen des Reichstages einzuschränken. Dadurch gewinnen die Ausschüsse eine überproportionale Bedeutung, und es findet in ihnen eine dauerhafte Geheimnerei statt. Auch nach Reichstags-schluss darf nicht jede parlamentarische Einflussnahme ausbleiben, deshalb werden wir aus praktischen Gründen für den vom Zentrum ausgehenden Antrag stimmen.

Abg. Haußmann (F. Volksp.): Der Anteil des Parlaments an der auswärtigen Politik war bisher begrenzt. Das Volk verlangt aber jetzt eine strenge Kontrolle und wirkliche Mitarbeit. Der Regierung soll die Oberleitung und die Initiative in der auswärtigen Politik bleiben, aber sie soll dauernd ergiebige Informationen geben. Ob die Budgetkommission wirklich die geeignete Instanz ist, lasse ich dahingestellt. Der konservative Antrag ist nur ein Torso, mit einer kleinen Aenderung könnten beide Anträge vereinigt werden.

Abg. Stresemann (natlib.): Die Anträge beweisen, daß der jetzige Zustand unhaltbar ist. Die Konferenzen des Reichskanzlers mit den Parteiführern sind gewiß nützlich, aber sie können doch nicht eine vollständige Beteiligung des Reichstages an der auswärtigen Politik genannt werden. — Wir verlangen eine Verstärkung der Befugnisse der Volksvertretung. Die Regierung sollte vor allen Dingen Parlaments-Unterschiedssekretäre ernennen. Den konservativen Antrag lehnen wir ab, weil er sich auf die Zeit des Krieges beschränkt. Man spricht immer von Neuorientierung, macht aber Schwereigkeiten, wenn hier im Reichstag der erste zaghafte Schritt erfolgt. — Uns hat es außerordentlich geschadet, daß wir einen Weltkrieg streng vertraulich unter Ausschluss der Öffentlichkeit führen wollen. Der Weltkrieg hat die Politisierung des deutschen Volkes mächtig gehindert. Der Reichstag wird nach dem Kriege eine ganz andere Stellung der Regierung gegenüber haben, als bisher. Ein Volk, welches mit zwei ihm bisher verbündeten Nationen kämpfen muß, kann nicht mehr solches Vertrauen zu seiner Diplomatie haben, wie bisher. Die ganze Welt ist bereits derart demokratisiert, und bei uns ist alles spurlos vorübergegangen. In diesem Sinne wünschen wir eine parlamentarische Kontrolle der auswärtigen Politik.

Abg. Freier v. Nitzsch (natlib.): Die Erklärungen der Regierung beweisen, daß sie unserem Antrag zwar zustimmt, aber sich ihre Vertagungsrechte vorbehält. Wenn solche Vertagung nun monatelang dauert, wie soll dann irgendeine Kontrolle der auswärtigen Politik stattfinden?

Abg. Sivkovich (F. Volksp.): Die Regierungserklärung beweist, daß man auch nach dem Kriege am liebsten den Reichstag in seine alte Machtlosigkeit zurückstoßen möchte.

Vizepräsident Dr. Paasche schlägt hierauf die Vertagung des Hauses vor.

Nächste Sitzung: Freitag nachmittags 3 Uhr: Kleine Anfragen. Fortsetzung der Beratung. Verschiedene Vorlagen. Zensur und Belagerungszustand.

Schluss 7 1/2 Uhr.

Deutsches Reich.

W.B. Berlin, 27. Oktober. Aus dem Bundesrat. (Amtlich.) In der gestrigen Sitzung des Bundesrates gelangten zur Annahme: der Entwurf einer Verordnung über den Verkehr mit Schwefel, der Entwurf einer Verordnung über die Verarbeitung von Kartoffeln in Kleinbrennereien und der Entwurf einer Verordnung über Verjährungsfristen.

— Reichskanzler von Bethmann-Hollweg hat sich, der „Norddeut. Allgem. Zig.“ zufolge, zu kurzem Aufenthalt in das Große Hauptquartier begeben.

— Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat laut „Vorwärts“ mit 57 gegen 15 Stimmen den Beschluss gefasst, die neu geforderten Kriegskredite im Betrage von zwölf Milliarden Mark zu bewilligen. Die Fraktion wird im Plenum hierzu eine Erklärung abgeben.

— Liebtucht bleibt in Untersuchungshaft. Der Geschäftsausschuss des Reichstages hat heute nach eingehender Beratung den Antrag der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft, das Strafverfahren gegen den Abgeordneten Liebtucht und seine Untersuchungshaft für die Dauer der Sitzungsperiode aufzuheben, gegen drei sozialdemokratische Stimmen und die Stimme des Polen abgelehnt.

— Generalversammlung des Bundes der Industriellen. Am 24. Oktober hielt der Bund der Industriellen seine 18. Generalversammlung ab, an der sich über 400 Mitglieder der dem Bunde der Industriellen angeschlossenen Verbände, Handelskammern und Einzel-Firmen beteiligten. Es wurden industriepolitische Fragen und innere Angelegenheiten des Bundes verhandelt.

— Die 3. Preussische Landestagung für Säuglings-schutz wird am 30. Oktober, vormittags 10 Uhr, im Plenarsitzungs-saale des Herrenhauses, Berlin, stattfinden. Es werden zwei Referate gehalten: 1. Vorschläge für ein Kreisfürsorgegesetz. Vortragende: Kabinetsrat Dr. jur. et med. h. c. v. Vehr-Binnow (Berlin) und königlicher Kreisarzt Medizinalrat Dr. Berger (Krefeld). 2. Die Organisation der Säuglings-sfürsorge in einer Provinz. Vortragende: Oberpräsidialrat Breyer (Magdeburg) über die Fürsorgeorganisation in der Provinz Sachsen, und Regierungs- und Geheimere Medizinalrat Dr. Denecke (Magdeburg) über die ärztliche und pflegerische Organisation in der Provinz Sachsen. Im Anschluss daran findet eine Diskussion statt. Der Eintritt ist kostenlos. Anträge auf Verabsolung von Eintrittskarten sind an die Geschäftsstelle der Preussischen Landeszentrale für Säuglings-schutz, Charlottenburg, Mollwitz-Privatstraße, zu richten.

— Ueber die Lage des deutschen Arbeitsmarktes im September berichtet das „Reichsarbeitsblatt“ in seinem Oktoberheft: Unveränderte, kräftige Weiterführung der Aufgaben, die der deutschen Wirtschaft durch die Versorgung des Heereskörpers wie des Inlandsmarktes erwachsen sind, ist auch das Zeichen, in dem der zweite Monat des dritten Kriegsjahres gestanden hat. Dem Vorjahr gegenüber zeigen sich teilweise Steigerungen im Geschäftsgang einzelner großer Erwerbszweige. Die Statistik der Arbeitsnachweise läßt abermals eine günstigere Gestaltung der Marktverhältnisse für die Arbeiterschaft erkennen. Auch in Berlin-Brandenburg hielt die verstärkte Nachfrage nach Arbeitskräften an und führte zu einer weiteren Erhöhung der Vermittlungsergebnisse.

— Mit der Berliner Bahnsteigtaxe Eis nach Kottbus gefahren ist der siebzehnjährige Schneider Karl Derbner aus Breslau. Er befand sich im Juli in Berlin und beabsichtigte, nach der Heimat zurückzukehren. Da es ihm an Geldmitteln fehlte, löste er sich ohne weiteres Bedenken eine Bahnsteigtaxe und bestieg damit einen Personenzug nach Schlesien. In Kottbus erfuhr er die blinde Passagier vom Bahnschaffner ertappt. Am 24. Oktober hatte sich das Bürgerliche wegen dieses Betrages vor dem Breslauer Schöffengericht zu verantworten. Das Urteil lautete auf eine Woche Gefängnis.

Magdeburg. Erfolg der Wünschelrute. Eine Delfabriz in Magdeburg brauchte für ihren Betrieb größere Wassermengen und zog zu ihrer Erzielung den Wünschelrutenforscher Otto Edler v. Graeve aus Gernrode a. S. zu. Er gab einen geeigneten Bohrpunkt an, an dem die Bohrung niedergebracht wurde. Die Arbeit war von Erfolg gekrönt. Die Besitzer der Fabrik teilten mit, daß die Pumpversuche eine Wassermenge von jährlich 80 Kubikmeter förderten, die anscheinend noch auf rund 80 000 Liter zu erhöhen wäre.

München. Ausfuhrverbot für bayrisches Bier? Wie verlautet, soll ein bayrisches Ausfuhrverbot für Bier erwogen werden, wodurch die bekanntlich sehr beträchtlichen Exporte bayrischen Bieres nach allen anderen Teilen des Reiches vollkommen aufhören müßten.

Stuttgart. Fliegerangriff auf Stuttgart. „Le Nouvelliste de Lyon“ meldet unterm 15. Oktober, daß beim letzten Fliegerangriff auf Stuttgart eine große Beimischfabrik von Bomben getroffen und niedergebrannt sei. In Wirklichkeit ist es dem Flieger nur gelungen, einige Bomben in den ausgedehnten Schloßgarten abzuwerfen, wo sie in dem wohlgepflegten Rasen einige

häßliche Löcher zurückließen. Weder Personen noch Gebäude kamen bei diesem furchtbaren Angriff zu Schaden.

Aus neuen deutschen Nachtgebieten.

Eisenerzlager in polnischen Forsten. Die Warschauer Blätter melden, sind in den der deutschen Verwaltung russischer Forsten unterstehenden Wäldern von Kamyl im Kreise Czestochau, die früher dem russischen Staate gehörten, bedeutende Eisenerzlager entdeckt worden. Deren Bewirtschaftung wird durch die neu begründete „Deutsche Gesellschaft zur Ausbeutung von Erzlagern“ mit dem Sitz in Katowis erfolgen.

Provinzielles.

Breslau, 27. Oktober. Nationalstiftung für Hinterbliebene. Von zuständiger Stelle wird geschrieben: Die Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen ist nunmehr auch in Schlesien ihrem Inspektoren erheblieh näher gerückt. In den nächsten Wochen werden die für die einzelnen Kreise gebildeten Unterausschüsse ihre Tätigkeit beginnen können. Von der Hauptleitung der Stiftung ist der Provinz Schlesien zunächst für die Zeit bis zum 1. April 1917 ein erheblicher Betrag überwiesen worden, aus dem den Unterausschüssen Mittel zur Unterstützung der in ihren Bezirken wohnhaften bedürftigen Hinterbliebenen zur Verfügung gestellt werden sollen. Gleichzeitig wendet sich der schlesische Ausschuss gemeinsam mit dem Orts-Ausschuss für die Stadt Breslau an die oft bewährte Gesehrendigkeit der Schlesier und erbittet Beiträge für diesen großen und wahrhaft edlen Zweck.

Diegnitz. Das Ende der Käse-Postkutschen. Durch die neue Bundesratsverordnung vom 20. Oktober, betreffend den Handel mit Käse, ist u. a. auch der Versand von Käse in Postkutschen vom Hersteller oder einer von ihm beauftragten Person an den Verbraucher verboten. Bei den Diegnitzer Käsefabriken gehen noch immer täglich unzählige, zusammen in die Tausende laufende Bestellungen auf Käse-Postkutschen ein, die alle unerledigt und unbeantwortet abgelehnt werden müssen.

Löwenberg. Merkwürdige Leute. Die „Löwenberger Zig.“ schreibt: Sonntag gegen Abend kam in Groß Radwitz in einem Hause ein Mann an die Stubentür und ersuchte die Hausfrau, sie möge die Quarkschmitze, die er im Nachbars Hause erhalten habe, den Kühen geben, da er keinen Hunger habe und das Brot sich in der Tasche zerquetsche. Ehe man sich recht besann, war der fremde Patron in der Dunkelheit verschwunden und hatte ein paar schön mit Quark beschmierte Schnitten zurückgelassen. — In demselben Hause sprach mittags eine Frau aus Löwenberg um einige Pfund Butter an. Aus Gefälligkeit wollte ihr die Hausfrau ein halbes Pfund verkaufen. Die Frau aber meinte, wenn sie nicht mehr bekomme, möge sie gar keine und ging weiter. — Ferner erzählt das „Neusalzer Stadtblatt“ folgende Episode vom Sonnabend-Wochenmarkt: Hatte da eine Familie mit Mühe und Not einen Posten Weißkraut einkaufen. Der betreffende Verkäufer war gerade dabei, die jetzt so begehrte Ware vor dem Hause der Käuferin abzuladen, als sich eine vorübergehende Dame freundlich nach dem Preise erkundigte. „Nur 6,50 Mk., lieber Mann?“, rief sie ganz erkaunt, „nein, das ist viel zu wenig; bringen Sie das Kraut lieber zu mir, ich gebe Ihnen 8 Mk.“ Worauf das Geschäft verfeuert wurde und die erstwähnte Familie das Nachsehen hatte.

Kattowitz. Dem Verderben zugewandt. Ein netter Sohn ist der erst 16 Jahre alte Grubenarbeiter Theodor Witzl, Sohn des Hausbesizers und Grubenboten Franz Witzl aus Michalkowitz. Er treibt sich manchmal wochenlang ohne Arbeit umher, und wenn er auch mal etwas verdient, so gibt er das Geld nicht den Eltern ab, sondern verjubelt es. So hat er es auch am letzten Löhmungstage gemacht, indem er die ganze Löhmung in Höhe von ungefähr 50 Mk. für sich selbst behielt und verbrauchte. Als er nicht mehr von dem Gelde hatte, stahl er seinem Bruder die Kaminchen aus dem Stall und verkaufte sie für ein paar Pfennige. Als ihn der Vater dieserhalb zur Rede stellte, schlug er ihn mehrere Male und bedrohte ihn mit Todschlag, sodass der Vater polizeiliche Hilfe in Anspruch nehmen mußte.

Aus Stadt und Kreis.

Waldenburg, 27. Oktober.

* (Die preussische Verkaufliste 668) enthält u. a. nachstehende Angaben: Inf.-Reg. 93 Zentr. d. L. Fritz Krause (Kornradsthal, Waldenburg) vermählt, Leutn. d. R. Erich John (Waldenburg) gefallen.

* (Feier des Reformationsfestes.) Für den Tag, wo einst vor 399 Jahren Dr. Martin Luther den Grund zur deutsch-evangelischen Kirche legte, ist um 9 Uhr früh ein Jugendgottesdienst vorgesehen, an dem die obersten 4 Klassen der Volksschulen teilnehmen. Die Fermisdorfer Kinder versammeln sich um 10 1/2 Uhr in ihrem Gotteshaule. Die höheren Schulen veranstalten besondere Schulfeiern. Abends um 8 Uhr (vergl. Nächstes im Anzeigenteile) findet ein evangelischer Gemeindegottesdienst in der Herberge zur Heimat statt, der in seinem ersten Teile auf die Bedeutung des Tages Rücksicht nehmen wird, in seinem zweiten Teil unterländischen

weiblichen Fällen vorgenommen. Behandlung und Transport der Verwundeten geschah in durchaus zweckmäßiger und humaner Weise. Hier bietet ein ausgezeichnetes Sanitätspersonal heute wie am ersten Tage des Feldzuges alles auf, um den Verwundeten ihre Leiden zu erleichtern und ihnen jede nur denkbare Pflege angedeihen zu lassen. Und dieser Umstand mag uns darüber trösten, daß der jetzige Weltkrieg so fürchterliche Waffen führt und so schwere Wunden schlägt.

Deutsche Bauernsiedlungen in der Dobrußtscha.

Zu denjenigen Außenposten deutscher Siedlungen in Europa, von denen die Heimat am wenigsten weiß, gehören zweifellos die deutschen Bauernsiedlungen in der Dobrußtscha. Entstanden sind sie im Laufe der letzten 70 Jahre und zwar in der Hauptsache teils in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, teils nach dem letzten russisch-türkischen Kriege gegen Ende der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts, durch Einwanderung deutscher Bauern aus Bessarabien. Es waren zumweilente elbassische, badische und schwäbische Ursprungs, vereinzelt aber auch Nachkommen deutscher Siedler aus dem preussischen Weichselgebiet. Sie haben sich hauptsächlich in der Niederung um die rumänische Hafenstadt Konstanza herum ausgebreitet. Klima und fruchtbarer Boden waren ihrer wirtschaftlichen Entwicklung nicht günstig, jedoch die Gemeinden zumeist arm. Ueberwiegend sind sie evangelischen Glaubens, doch kommen auch katholische Siedlungen vor, wie insbesondere das große und verhältnismäßig wohlhabende Dorf Karas-Murat nordwestlich von Konstanza. Ihre Art und Sitte haben sie treu bewahrt, zum Teil sogar die alte heimische Landestracht. Auch die Mundart der Heimat ist bei ihnen lebendig geblieben; selbst das preussische Plattdeutsch hat teilweise noch Geltung. Trotz der Armut und der verhältnismäßig schwachen Kopfdahl der einzelnen Gemeinden — es dürfte sich insgesamt um etwa 6—7000 Seelen handeln — haben sie sich mit währendem Opfermut bewußt, ihren Kindern durch Errichtung deutscher Schulen den Zusammenhang mit dem Mutterlande und dessen geistiger Kultur zu bewahren. Freilich sind diese Schulen durchweg unzulänglichster Art, meist nur einklassige Winterschulen, während im Sommer nur Sonntags einige Unterrichtsstunden stattfinden. Auch die Lehrer sind durchweg deutsch-russische Kolonistenkinder ohne eigentliche Fachbildung. So ist der Bildungsgrad der Leute ein nach unseren Begriffen sehr dürftiger. Immerhin stehen sie auch hierin hoch über dem zu fast 90 v. H. analphabetischen rumänischen Bauernstande. Der Staatsbürgerschaft nach sind sie rumänische Untertanen und erleiden als solche auch an ihrem Teil heute die Tragik des vaterlandslos gewordenen Deutschen, der Waffendienst tun muß gegen sein eigenes Volk.

Es erscheint dringend notwendig, daß das Dasein dieser deutschen Gemeinden, von denen das Handbuch der Deutschen im Ausland um Konstanza herum etwa 15 aufzählt, unseren und den mit uns kämpfenden Vereinsten unserer bulgarischen und türkischen Bundesgenossen in der Dobrußtscha bekanntgegeben wird. Man kann weder vom bulgarischen noch vom türkischen Soldaten erwarten, daß er genügende Sprach- und Volkskenntnisse besitzt, um diese deutschen Gemeinden von den rumänischen zu unterscheiden. Es ist daher mit Recht zu befürchten, daß der tiefe Grimm, der gerade Bulgaren und Türken gegen ihre rumänischen Feinde befeuert, auch unsere deutschen Volksgenossen in der Dobrußtscha hart treffen könnte, wenn nicht seitens der deutschen Vereinsten für genügende Aufklärung gesorgt wird. Wie wir erfahren, hat der Verein für das Deutschtum im Ausland eine diesbezügliche Eingabe an die maßgebenden Stellen gerichtet.

Verantwortlich für die Redaktion Oskar Dietrich in Waldenburg.
Druck und Verlag von Ferdinand Domwals Erben in Waldenburg.

Kleine Notizen.

Die Ehemirren im Hause Orleans. Wie aus Mitteilungen des „Figaro“ und der „Action Française“ hervorgeht, betreibt der Herzog von Orleans die Nichtigkeitsklärung seiner im Jahre 1906 mit der Erzherzogin Marie Dorothee geschlossenen Ehe beim Heiligen Stuhl. Die Lage des Herzogs sei unerträglich, weil die Frau, die seinen Namen trägt, im feindlichen Lande geblieben ist, um sich der österreichischen und deutschen Sache anzuschließen. Seit zwei Kriegsjahren hat sie keine Schritte getan, sich den Franzosen zu nähern. In dieser Ehescheidungssache sind beide Ehegatten durchaus eines Sinnes: die Herzogin trachtet schon längst danach, von dem Naamen loszukommen, der zwar ein erfolgloser Thronwerber, aber in allerhand Extratouren ein umso erfolgreicherer Liebeswerber ist, und der Herzog hatte gegen eine Ehescheidung, sofern sie nach katholischem Kirchenrecht zulässig ist, bisher nur den Geldpunkt ins Treffen zu führen, denn es schmerzt ihn, daß die Herzogin eine Jahresrente von 80 000 Fr. hat, und die Rückzahlung von 200 000 Fr., die sie für ihn bezahlt, von ihm verlangt. Dinge es an, sie als „feindliche Ausländerin“ zu kennzeichnen, so wäre für das nur dem Naamen nach bestehende Haupt des Hauses Frankreich die Bezahlung einer Jahresrente und die Begleichung der Schuld — unzulässig.

Ein riesengroßer Prozeß wird vom 30. Oktober ab ein Berliner Schwurgericht auf längere Zeit beschäftigen. Es handelt sich um die Spekulationen des Kaufmanns Schiffmann. Schiffmann ist jetzt 45 Jahre alt und sitzt dreieinhalb Jahre in Untersuchungshaft. Die Anklage lautet auf betrügerischen Bankrott. Mitangeklagt ist seine ehemalige Buchhalterin. Bis jetzt füllen die zum Prozeße gehörigen Akten schon ein ganzes Zimmer im Kriminalgerichtsgebäude. Die Anlagenschrift umfaßt 736 Schreibmaschinenfolien. Außer mehreren Sachverständigen sind 140 Jengen geladen, sieben Rechtsanwälte haben die Verteidigung der beiden Angeklagten übernommen. Die Verhandlung ist auf vier bis sechs Monate berechnet. In der Schwurgerichtsverhandlung wird der ganze Werdegang der Firma Schiffmann & Co. aufgerollt, von den kleinsten Anfängen an bis zu den riesigen Transaktionen auf dem Grundstücksmarkt, die schließlich mit der Zahlungsseinstellung Ende des Jahres 1910 und Schiffmanns Flucht mit seiner Geliebten nach Amerika endeten. Der Angeklagte ist Inhaber mehrerer Ordensauszeichnungen; er ist mit dem Löwenorden von Persien, ferner mit Orden von Japan, Montenegro und Bulgarien ausgezeichnet worden.

Tageskalender.

28. Oktober.

1467 oder 1469: Desiderius Erasmus, berühmtester Humanist Deutschlands, * Rotterdam († 12. Juli 1537, Basel). 1787: Karl Müllers, Schriftsteller, † Weimar (* 26. März 1735, Jena).

Der Krieg.

28. Oktober 1915.

An diesem Tage erreichte die dritte Jönzosschlacht ihren Höhepunkt. Nach ausgiebiger Artillerievorbereitung setzten die italienischen Stürme ein, namentlich gegen den Görzer Brückenkopf, die sich zu noch nie dagewesener Heftigkeit steigerten; auch an der Dolomitenfront und am Col di Lana ruhten die Kämpfe keinen Augenblick. Der Tag endete mit einem vollständigen italienischen Mißerfolg. — Auf dem Balkan ging es an der Morawa und Keiawa vorwärts.

Gebirgs-Blüten.

Unterhaltungs-Beiblatt zum „Waldenburger Wochenblatt“.

Nr. 254.

Waldenburg, den 28. Oktober 1916.

Bd. XXXIII.

Graf Hochbergs Liebeswerben.

Original-Roman von H. Courths-Mahler.

(Nachdruck verboten.)

16. Fortsetzung.

So sprach er sich das Recht ab, in ihr Schicksal einzugreifen. Zudem beklagte sich Gilda nie und ließ sie nie anmerken, wie schwer sie an ihrem Loos trug. So neigte der September seinem Ende zu. Es war noch so warm und sonnig, daß Oly gern in die Wünsche ihres Bruders, noch eine Zeitlang in Wiesbaden zu bleiben, willigte. Sie ahnte, daß ihn zwei leuchtende Mädchenaugen festhielten, und gönnte ihm die wenigen glücklichen Stunden von Herzen, für die sie auch Gilda von Berden sehr dankbar war. Am Abend des letzten Septembertages hatte der Arzt wieder nach der Kommerzienrätin gesehen, und sein Gesicht war sehr bedenklich gewesen. Das Leiden der alten Dame hatte sich rapid verschlimmert. Er bat durch einen Blick Gilda, ihm ins Nebenzimmer zu folgen. Dort sagte er zu ihr: „Mein gnädiges Fräulein, ich darf Ihnen nicht verschweigen, daß der Zustand unserer Patientin in hohem Maße Anlaß zu ernstern Besorgnissen gibt. Wie Sie wissen, habe ich vorgestern mit Professor Herzfeld eine nochmalige gründliche Untersuchung der Kranken vorgenommen, und wir waren uns beide einig darin, daß ein schnelles Ableben derselben eintreten muß, wenn eine von uns befürchtete Komplikation eintritt. Sie ist eingetreten. Wenn die Verwandten der alten Dame benachrichtigt werden sollen, muß das sogleich geschehen. Und wenn Sie meinen, daß Ihre Frau Pflegemutter noch irgend welche Bestimmungen zu treffen hat, dann müssen Sie das sofort veranlassen.“

Gilda sah mit blaßem Gesicht zu ihm auf.

„Ich danke Ihnen für diese Mitteilung, Herr Doktor“, sagte sie. „Ich werde sofort an die Verwandten meiner Pflegemutter depeeschieren. Sie lebt zwar in Feindschaft mit ihnen und mag sie nicht sehen, doch halte ich es nach Ihren Worten für meine Pflicht, den Herrschaften Nachricht zu senden. Vielleicht lohnt sich meine Pflegemutter doch mit ihnen aus. Mir ist es ganz unmöglich, die Kranke zu irgend welchen Bestimmungen zu veranlassen. Erstens wäre das sehr egoistisch von mir, und zweitens würde ich sie fürchtbar beunruhigen. Sie würde herausfühlen, daß es mit ihr zu Ende geht, und ihre Furcht vor dem Tode ist

so entsetzlich, daß ich um keinen Preis der Welt davon mit ihr reden möchte.“

Ernst und mahnend sah sie der Arzt an.

„Mein gnädiges Fräulein, ich muß da etwas zur Sprache bringen, was mir von Frau von Marjalis dringend ans Herz gelegt worden ist. Die Dame sagte mir, daß Ihre Pflegemutter wiederholt geäußert hat, daß Sie Ihre Erbin sein würden. Ich gebe Ihnen aber zu bedenken, daß ohne ein rechtsgültiges Testament solche Versprechungen völlig wertlos sind. Frau von Marjalis hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, Sie möchten unbedingt dafür sorgen, daß Ihre Pflegemutter ein Testament macht. Und dazu wäre es hohe Zeit.“

Gilda schüttelte heftig den Kopf.

„Nein, Herr Doktor, nicht um die Welt würde ich ein solches Ansehen an meine Pflegemutter stellen! Ich danke Frau von Marjalis sehr für ihr gütiges Interesse, aber ich will und kann da nichts tun.“

Der Arzt sah sie seltsam an.

„Nun, mein gnädiges Fräulein, Sie müssen wissen, was Sie zu tun und zu lassen haben. Was der Kranken bevorsteht, wissen Sie jetzt. Also depeeschieren Sie an die Verwandten Ihrer Pflegemutter. Ich halte Eile für geboten.“

Gilda verneigte sich.

„Es soll sofort geschehen, Herr Doktor, und ich danke Ihnen.“

Eine Weile stand Gilda reglos, als der Arzt sie verlassen hatte. Daß der Zustand der Patientin bedenklich war, hatte sie gewußt, aber nicht, daß eine so schnelle Auflösung folgen würde.

So wenig es ihr auch möglich gewesen war, ihrer Pflegemutter Liebe entgegenzubringen, jetzt tat es ihr doch fürchtbar leid, daß sie sterben mußte. Am liebsten hätte sie es ihr völlig erpart, davon etwas zu ahnen. Wie aber würde es auf sie wirken, wenn die Verwandten auf ihre Depeesche herbeieilen würden? Ob sie dann nicht Verdacht schöpfte, wie schlimm es um sie stand?

Es mußte irgend ein Märchen erfunden werden, welches die bevorstehende Ankunft der Verwandten motivierte. Darüber wollte sie nachsinnen. Aber jetzt mußten erst die Depeeschen fort. Herbeigerufen mußten die Verwandten werden, sonst machten sie ihr später Bortwürfe, daß sie es unterlassen hatte. Galt sie diesen Menschen doch ohnehin schon als Erbschleicherin.

Gilg schrieb sie nun die Telegramme nieder und ließ sie sofort zur Post besorgen.

Dann ging sie an das Krankenbett zurück. „Wo bleibst Du nur so lange, Gilda? Was hast Du noch lange mit dem Arzt zu reden?“ fragte die Patientin mißtrauisch.

Gilda rückte ihr sanft die Kissen zurecht. Jetzt mußte sie eine fromme Lüge erfinden.

„O — es war nur — ich fragte den Herrn Doktor, ob Du wohl zu Deinem sechzigsten Geburtstag — am dritten Oktober — das erste Mal ein wenig würdest aufstehen können. Vielleicht könnten wir Dich im Nebenzimmer auf den Divan am Fenster betten.“

„Nun — und was sagte der Arzt?“

„Wenn Du recht gehorsam all seine Anordnungen erfüllst, hofft er, es Dir gestatten zu können.“

„Ach, mir ist gar nicht so zume, als gehe es besser mit mir“, sagte die Kranke mürrisch.

„Weil Du Dich noch so schwach fühlst. Das ist ja erklärlich nach der langen Krankheit. Das wird schon besser werden.“

„Ja, damit tröstest Du mich schon lange. Ich merke aber nichts von Besserung. Hat Herr von Tribnitz heute wieder Blumen geschickt?“

„Ja, Mama.“

„Nun — und?“

„Und er läßt natürlich gute Besserung wünschen.“

„Unsinn! Das meine ich nicht. Ich will wissen, ob Du nun endlich Vernunft annehmen wirst?“

Gilda sah einen Moment sinnend vor sich hin. Sprach sie jetzt wieder eine Weigerung aus, dann schalt und tobte die Pflegemutter wieder und regte sich auf. Das konnte ihr Ende beschleunigen.

So sagte sie nur leise: „Wir wollen darüber reden, wenn Du wieder ganz gesund bist, Mama. Bis dahin will ich es mir überlegen.“

Da Gilda bisher alle derartigen Fragen mit einem entschiedenen Nein beantwortet hatte, sah die Kranke in Gildas diplomatischen Worten den ersten Schritt zur Eulenkung. Und das machte sie etwas sanfter als sonst.

„Du wirst ein gutes Kind sein, Gilda, und mich nicht mehr ärgern.“

„Das will ich gewiß niemals, Mama. Aber nun möchte ich noch etwas mit Dir besprechen. Meinst Du nicht, daß Deine Verwandten Deinen sechzigsten Geburtstag nicht vorübergehen lassen werden, ohne einen Versuch zu machen, sich mit Dir auszusöhnen?“

Die Kranke lächelte höhnisch.

„Das kann schon sein. Sie lassen ja nichts unversucht, sich das reiche Erbe zu erschleichen. Sie werden sich aber umsonst bemühen. Sobald ich gesund bin, mache ich mein Testament — ja — ganz bestimmt. Du sollst Frau von Tribnitz und meine Erbin werden, und meine

lieben Verwandten werden vor Mut und Aerger vergehen.“

„Weißt Du, Mama, es würde mich gar nicht wundern, wenn sie jetzt alle nach Wiesbaden kämen und sich mit Dir auszusöhnen suchten.“

„Schon möglich! Aber laß sie nur kommen, sie werden nichts erreichen.“

„Aber versöhnen könntest Du Dich doch mit ihnen.“

„Ich glaube nicht, daß das geschieht. Ich ärgere mich doch wieder über sie. Hoffentlich kommen sie nicht auf den Gedanken, mich zu besuchen. Sie kämen ja doch nur in der Hoffnung, daß ich bald und ohne Testament sterbe. Aber den Gefallen tue ich ihnen nicht.“

Gilda hatte erreicht, was sie wollte. Sie hatte die Pflegemutter in harmloser Weise darauf vorbereitet, daß ihre Verwandten kommen könnten. Weiter hatte sie nichts gewollt.

Sie gab nun der Kranken die vorgeschriebene Medizin und bat sie, zu versuchen, ob sie schlafen könne.

„Ghe das geschah, fragte die alte Dame noch: „Ob ich an meinem Geburtstag, wenn ich drüben auf dem Divan liege, Herrn von Tribnitz werde empfangen können? Ich sehne mich nach seinen liebevollen, freundlichen Worten.“

Es zuckte um Gildas Mund.

„Wir wollen sehen, ob es möglich sein wird, Mama“, sagte sie leise.

Die Kranke schlief dann wirklich ein.

Gilda saß reglos an ihrem Bett und wartete auf das Eintreffen der Pflegerin, die sie ablösen sollte.

Dabei mußte sie immer wieder daran denken, daß die Stunden gezählt waren, da ihre Pflegemutter noch am Leben war. Dieser Gedanke huschte veröhnend über alles hinweg, was sie von ihr hatte erdulden müssen. Sie wollte an nichts anderes mehr denken, als daß sie ihre Wohltäterin gewesen war.

Was aus ihr werden sollte, wenn ihre Pflegemutter starb, ohne ein Testament hinterlassen zu haben, das wußte Gilda nicht. Sie mochte auch jetzt nicht daran denken. Das würde sich alles finden.

Wie schwer es war, arm und verlassen im Leben zu stehen, den Sorgen um das tägliche Brot preisgegeben, das wußte Gilda nicht. Solche Sorgen hatte sie noch nicht kennen gelernt. Sie maß dem Reichtum wenig Wichtigkeit bei, und es war ihr durchaus kein schrecklicher Gedanke, daß ihre Pflegemutter sterben könne, ohne ein Testament zu errichten. Im Gegenteil, es bereitete ihr Genugtuung, daß die Verwandten dann merken würden, wie unrecht sie ihr getan hatten.

Wenn nur die Pflegemutter um Gottes willen nicht merkte, daß sie sterben müsse. Davor hatte Gilda die meiste Angst. Es war so fürchtbar, die Todesangst der alten Dame anzusehen. Schon der Gedanke an den Tod brachte diese stets in einen Zustand, der ganz entsetzlich war.

Sie betete in ihrer Herzensangst inbrünstig, daß Gott ihrer Pflegemutter ein sanftes Ende beschäeren möge. (Fortsetzung folgt.)

Waffen und Wunden im Weltkrieg.

Plauderei von Fritz Egon Bauer.

Gr. — Die mannigfachen Beobachtungen, die wir während des Krieges bisher anstellen konnten, die reichen Erfahrungen, welche sich auf den verschiedenen Schauplätzen des Feldzuges sammeln ließen, ermöglichen schon heute ein Urteil darüber, was Waffen und Wunden bei unseren Heeren besagen wollen.

Wie zu den ältesten Zeiten des Daseinskampfes auf der Erde, sehen wir heute, wie menschlicher Erfindungsgeist Angriffs- und Schutzwaffen höchst zweckmäßiger Art anzufertigen weiß, und wie die Wunden, die wir zu beklagen haben, in einem eigentümlichen Verhältnis zu den Kriegsmitteln stehen.

Wenden wir uns den einzelnen militärischen Sondergebieten zu, so darf, wie jeder Tag an der Somme und vor Verdun aufs neue lehrt, die Artillerie erhöhte Beachtung beanspruchen. Während in der ersten Zeit des Krieges die verblüffenden Erfolge der Belagerungsartillerie Ueberraschung hervorriefen, hat der weitere Verlauf des Feldzuges gezeigt, daß wir auch durch das Material, das in der Feldschlacht entscheidend ist, eine Ausrüstung ersten Ranges besitzen. Unsere Gegner mußten anerkennen, daß wir ihnen an schwerer Artillerie mit Beispannung durchaus überlegen waren; und erst die außergewöhnlichen Anstrengungen Englands, mit Hilfe der amerikanischen Lieferungen, haben die Lage einigermaßen zugunsten der Feinde verbessert. Die deutsche schwere Feldhaubitze (Kaliber 15 Zentimeter), der Mörser (21 cm) und eine weittragende Flachfeuerkanone (10 cm) erzielten und erzielten tagtäglich Wirkungen, die allen artilleristischen Erwartungen entsprechen. Besonderen Eindruck hat auf die Feinde die große Schußweite und der ungeheure Geschosseffekt der schweren Feldhaubitze gemacht. Die von einer derartigen Kanone geschleuderte Granate bestreicht bei der Explosion mit ihren zahlreichen Sprengstücken einen solch großen Raum, daß sie unter entsprechenden Umständen eine ganze französische Feldbatterie von 12 Geschützen in kurzer Zeit außer Gefecht setzt. Mit einem einzigen Schuß der 15-Zentimeter-Granate können 80—100 Soldaten getötet werden.

Der alte Kampf zwischen Wirkung und Beweglichkeit, den die Waffentechnik seit jeher kennt, hat in der modernsten Artillerie einen unerwartet günstigen Ausgang genommen. Es ist in der Tat gelungen, die Geschosswirkung infolge Vergrößerung des Kalibers und Verwendung äußerst wirksamer Explosivstoffe auf eine früher ungeahnte Höhe zu bringen und dabei gleichzeitig alle Anforderungen zu erfüllen, die man an die Beweglichkeit des Geschützes stellen kann. So ist z. B. der mit Radgürteln ausgerüstete Mörser trotz seines großen Gewichtes selbst auf weichem Boden hervorragen beweglich. Seine 21-Zentimeter-Geschosse sind speziell zum Bekämpfen von feldmäßig hergestellten Deckungen und Betonzielen bestimmt. Die geschleuderte Granate besitzt einen furchtbar hergestellten Körper, der so angeordnet werden kann, daß die Granate entweder sofort bei Auftreffen oder erst dann explodiert, wenn sie die Deckung (Beton, Mauerwerk, Erdreich) bis zu einer bestimmten Tiefe durchschlagen hat. Man hat feinerzeit speziell bei den belgischen Festungen mit solchen Granaten der Mörser sowie auch der schweren Feldhaubitzen große Erfolge erzielt. Bemerken wir noch,

daß die 10-Zentimeter-Kanone unter anderem auch zur Bekämpfung von Luftzielen verwandt wird und sich mit ihren Schrapnellvortzügen zum Herunterholen feindlicher Flugzeuge bewährt hat.

Neben diesen Geschützen der schweren Artillerie, die Vernichtungsmittel ersten Ranges darstellen, ist die Hauptwaffe der Feldartillerie, die Feldkanone 98 neuer Art und die leichte Feldhaubitze (500 Kugel-Schrapnell) zu nennen, die beide gegen lebende, bewegliche Ziele verwandt werden. Sie verfügen über eine Gesamtschussweite von 6000 bis 8000 Metern und sind, zumal in größeren Batterien vereinigt, Angriffswaffen, wie sie gleich fürchtbar kein früherer Zeitraum der Kriegsgeschichte gesehen hat.

Die Wirkung des einfachen Infanteriegewehrs könnte, verglichen mit diesen gewaltigen Zerstörungsmitteln der Artillerie, auf den ersten Anblick unerschätzt werden. Sie behält aber dennoch infolge der großen Zahl der Schützen ihre volle Bedeutung. Seitdem die Infanterie Mantelgeschosse mit langen und rasanten Flugbahnen verwendet, kam eine einzige Kugel zahlreiche Leute gleichzeitig und gefährlich verwunden. Hat doch die S-Patrone unseres deutschen Infanteriegewehrs (Modell 98) eine solche Durchschlagskraft, daß sie noch in 1800 Metern Entfernung eine Platte von 10 Zentimeter Dicke aus trockenem Kiefernholz glatt durchbohrt. Dabei hat das Geschöß eine Masse, daß der Scheitel seiner Flugbahn noch in 600 bis 700 Meter Entfernung die Höhe der durchschnittlichen Mannesgröße einhält.

Als neue Waffen sind in diesem Kriege mit großem Erfolge Handgranaten, Minen- und Flammenwerfer sowie Fliegerbomben mit Explosiv- und Brandstoffen der mannigfaltigsten Art verwendet worden. Die Verwendung von ganzen Batterien Maschinengewehren, sodann der Gebrauch von giftigen Gasen in Granaten oder ganzen Rauchwolken hat mit dazu beigetragen, die Kämpfe blutig und grauam zu gestalten. Man fragt sich mit Schauder, welche Zerstörungen an Leib und Leben alle diese Vernichtungsmittel bewirken müssen, obgleich andererseits ja auch die Möglichkeiten vermehrt worden sind, sich in geeigneten Deckungen gegen ihre Gewalt zu schützen.

Hier darf bemerkt werden, daß einerseits die durch moderne Geschosse verursachten Wunden durchschnittlich nicht schlanmer sind, als diejenigen in früheren Epochen, daß sodann andererseits die großen Fortschritte des Sanitätswesens die Rettung von weit mehr Verwundeten als früher verbürgen. Als besonders gefährlich haben sich, abgesehen von den schweren Wunden durch große Granatplättler, die durch Schrapnellkugeln verursachten Verletzungen erwiesen. Sie sind deshalb sehr schmerzhaft, weil sie selbst harte Körperknochen zersplittern und Weichteile in weitem Umfange zerlegen. Schüsse durch Infanteriegeschosse, selbst Lungeneschüsse und solche in der Herzgegend, haben sich als durchaus heilbar erwiesen. Die modernen Kleinkalibrigen Geschosse verursachen nämlich meistens einen sehr engen Schußkanal, der sich infolge der Elastizität der Gewebe sofort automatisch wieder schließt. Durch diesen Umstand wird auch die Gefahr der Verblutung in diesen Fällen verringert. Wie in den Balkankriegen und im russisch-japanischen Feldzuge werden, infolge der modernen Kampfmittel aus Deckungen heraus zu schießen, viele Kopfschüsse beobachtet. Nach den statistischen Untersuchungen des französischen Militärarztes Delorme tritt bei diesen Verwundungen in 50 von 100 Fällen der Tod augenblicklich ein.

Als Hauptfortschritt in der Behandlung der Wunden bezeichnen gegenwärtig hervorragende Kliniker die allgemeine Anwendung leichter chirurgischer Eingriffe und den durchgreifenden Schutz gegen Wundinfektion und die aus ihr entstehenden Krankheiten. Mit das Geschöß im Körper nicht ganz leicht zu erreichen, so läßt man es einheilen; Amputationen werden nur in ganz unvor-